

Mit der Generalstabskarte auf Menschenjagd

Volkszählung in USA / 120000 Aktenmappen wandern von Tür zu Tür / Die Angst vor dem Formular
Im Tuschkasten der Rassen / Es kostet eine Kleinigkeit

Der schwarze Diener des eleganten New-Yorker Hauses mustert die junge Dame mit der grossen, schwarzen Aktenmappe hochmütig. „Wir brauchen nichts,“ murmelt er und schlägt die Tür zu. Die junge Dame lächelt und drückt auf den Klingelknopf. Empört reist der dunkle Gentleman die Tür auf. Da vernimmt er zwei Worte, und sie müssen wohl ein geheimnisvolles „Sesam, öffne dich“ enthalten, denn sogleich wird die Besucherin höflich hereingebeten.

Die beiden Worte, die in diesem Jahre alle Türen in den Vereinigten Staaten öffnen, lauten „Census Bureau“. Das Census Bureau ist Amerikas „Statistisches Reichsamt“. Alle zehn Jahre zählt es, wie die Verfassung es vorschreibt, seine Zähler und Zählerinnen von Haus zu Haus, und wer ihnen die Auskunft verweigert, wird schwer bestraft.

Für Amerika bedeutet die Volkszählung weit mehr als für andere Länder. Unter der jährlichen Zuwanderung von Zehntausenden von Menschen aller Rassen verändert sich das Gesicht der Nation sprunghaft und im Eiltempo. 1790 zählte sie vier Millionen Einwohner, hundert Jahre später bereits 63 Millionen. Danach kletterte die Einwohnerzahl phantastisch in die Höhe. 1900 auf 76 Millionen, 1910 auf 92 Millionen, 1920 auf 105 Millionen. Die jetzt im Gange befindliche Zählung dürfte einige 125 Millionen ergeben. Dieses rasche Wachstum schafft einen dauernden Wechsel der wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Probleme. Man muss sich immer wieder elastisch umstellen, und das Volkszählungsergebnis gibt hierfür die Richtlinien.

Eine Armee, die grösser ist als Deutschlands Reichswehr, ist eigens zu dem Zweck der Volkszählung von 1930 gebildet worden. Sie besteht aus etwa 6000 Bureaubeamten und 120 000 Zählern. Der Zähler hat eine verantwortungsvolle Arbeit. Er sammelt nicht etwa nur Formulare ein, vielmehr hat er sie selbst nach den Angaben der Einwohner auszufüllen. Man glaubt, dass hierdurch viele Irrtümer vermieden werden, und das mag wahr sein, denn viele Hunderttausende in Amerika lebender Menschen kennen die Landessprache nur mangelhaft oder gar nicht. Die Einstellung der Zählbeamten erforderte eine riesige Organisation. Die Bewerber mussten ein Probezählblatt ausfüllen, das nach Washington geschickt und dort sorgfältig geprüft wurde. Nur die besten Kräfte wurden ausgewählt. Jeder Zähler musste einen Eid leisten, dass er über die gesammelten Angaben streng-

stes Stillschweigen bewahrt. Ein Bruch der Schweigepflicht zieht strahlende Entlassung und schwere Strafen nach sich.

Bei dieser Gelegenheit machte die Lederindustrie ein glänzendes Geschäft, denn das Census-Bureau brauchte 120 000 Spezialaktenmappen mit besonderen Sicherheitsschlössern. Auf dem Lande erhält jeder Zähler überdies eine amtliche Geändekarte, auf der jedes Haus, jede Hütte eingezeichnet ist. Ein Zähler hat einen Bezirk von etwa 1800 Einwohnern zu bearbeiten. Für manche bedeutet dies stundenlange Marsche durch Urwald, Gebirge oder Prärie. Für andere wieder schrumpft der Bezirk auf einen Häuserblock, vielleicht gar auf einen einzigen Wolkenkratzer zusammen. Allein in New-York arbeiten 4200 Zähler.

Mit der Ausfüllung der Formulare ist dann erst der kleinere Teil der Arbeit getan. Der grössere folgt mit der statistischen Verwertung des Materials. Aber hier kann man sich der wunderbaren modernen Registriermaschinen bedienen. Die Angaben der Formulare werden mit Hilfe eines Lochungssystems auf Karten übertragen. Eine automatische Sortiermaschine verteilt in jeder Minute vierhundert dieser Karten nach Geschlecht, Rasse und Abstammungsland. Andere Maschinen vermögen die Ausortierung nach sechzig verschiedenen Gesichtspunkten vorzunehmen und die Resultate auf grossen Blättern selbsttätig zu vermerken. Das bearbeitete Material wird in einem gewaltigen Tresor in Washington aufbewahrt. In Stahl und Zement liegen hier bereits die Zählergebnisse seit 1790, bebütet von Wächtern, Alarmvorrichtungen und Mitteln gegen Mottenfraß und Verfall. Fünfzig Jahre lang gelten sie als geheim. Dann sind sie „historisch“ geworden.

Die Leiter der 600 Volkszählungszweigbüros, die jetzt in Amerika an der Arbeit sind, verkünden dieses Prinzip der absoluten Diskretion mit allen Mitteln der Reklame. Es gilt, 125 Millionen Menschen mitteilam zu machen. Viele von ihnen haben Angst, vielleicht wegen einer Steuerhinterziehung, wegen unerlaubter Einwanderung, wegen irgendwelcher Verstösse gegen die in den verschiedenen Staaten verschiednen gehandhabten Vorschriften aller Art. Ihnen versichert ein Aufruf des Präsidenten feierlich, dass niemand durch seine Angaben geschädigt werden dürfe. Das alles ist nötig, damit zuverlässige Resultate erzielt werden.

Besonders eifrig interessiert sich die Wirtschaft für die Volkszählung. Grosse Verbände haben um die Aufnahme bestimmter Fragen gebeten. Hunderte von Fragen sind auf diese Weise zusammengekommen. Aber nur vierundzwanzig blieben nach immer wiederholter Siebung übrig. Die Volkszahl als solche ist wichtig für die Berechnung der verfassungsmässig erforderlichen Zahl von Abgeordneten. Die Frage nach Miethöhe oder Grundstückswert gibt Aufschluss über Wohnverhältnisse, Wohlstand und Kaufkraft der Bevölkerung. Die Schulen und Erziehungsinstitute wollen wissen, wieviel Menschen in den U.S.A. noch nicht englisch sprechen und schreiben können. Die Frauenverbände interessieren sich für die Zahl der arbeitenden Frauen und derjenigen, die zugleich ihre Wirtschaft selbst besorgen. Handel und Industrie sind gespannt auf das Ergebnis der zum ersten Male vorgenommenen Familienzählung. Und die Radioindustrie hat es erreicht, dass auch eine Frage nach dem Vorhandensein von Empfangsgeräten aufgenommen wurde. In erster Linie fehlt natürlich auch nicht die Frage nach der — Hautfarbe, also nach der Rasse, die für den „Schmelztiegel“ Amerika, für die Herausbildung einer „amerikanischen Rasse“ so ausserordentlich wichtig ist.

Für Amerika ist die Volkszählung ein Bestandteil des grossen wirtschaftlichen Räderwerkes. Die Ausgaben spielen dabei keine Rolle. Sie setzen sich um in ein konzentriertes, intensives Arbeiten der Fabriken und Handelshäuser, unmittelbar wird davon der Arbeitsmarkt belebt, die Papierindustrie, die Maschinenindustrie und schliesslich handelt es sich für den reichen Mann von Washington ja auch nur um eine Bagatelle. Das ganze Werk, das bis zum Druck der letzten statistischen Angabe etwa drei Jahre dauern wird, kostet ja nur etwa 25 Millionen Dollars . . . lumpige hundert Millionen Mark . . .

Fritz Ziesch.

Zweifel am „sehten“ Planeten. Die aus Kanada stammende Meldung von der Entdeckung eines weiteren transneptunischen Planeten wird in wissenschaftlichen Kreisen mit ausserordentlicher Skepsis aufgenommen. Aber sogar in Ottawa selbst scheint allmählich die Ansicht Platz zu greifen, dass der neuentdeckte Stern gar kein zehnter Planet, sondern mit dem von der Lowell-Sternwarte entdeckten und vorläufig Pluto genannten neunten Planeten identisch ist.



Die neueste Frühjahrsform
moderates Boxcaif,
feinste Rahmenarbeit

Zweifelfg
echt Boxcaif mit hellen Ein-
sätzen, hochelne Mollalle
unerreicht in dieser Preislage

Stiller

bietet auch zu diesen günstigsten Preisen
einen Qualitätsschuh allerersten Ranges:
Schönheit, Güte, edles Material
und vollendete Passform vereint
und dazu die Riesenauswahl!
Immer zuerst noch zu **Stiller**, bevor
Sie sich zum Schuhkauf entschliessen —
kein Haus vermag mehr zu bieten



Echt Boxcaif
mit hellfarbigem
Einsatz, der neue
Frühjahrs-Trotteur



Neubraun
echt Boxcaif
mit beige Einsatz,
klassisches Modell



Trotteur
kastanienbraun
mit Sandfarbe,
echt rahmenarbeit

Pfadfinder in Afrika

Schwarze Tänzerinnen in Freetown / Was ist „kalt“? Der Negerjunge lernt auch Latein / Zerstörte Hoffnung

— Jetzt treten geheimnisvolle Maskierte in den Kreis der schönen tanzenden Negermädchen. Die Musik, seltsame Trommeln, Hackbretter, Zymbeln, Fiedeln aus Kürbissen, wird immer wilder...

Ich bin in Freetown, Sierra Leone. Freetown ist die älteste britische Kolonialstadt in Afrika, aber noch sehr nahe am wilden Busch. Um dieses grosse Ereignis zu feiern, die Ankunft des riesenhaften Touristschiffes, hat man von den Inseln und aus den Negerfürstentümern der Nordprovinz die Tänzerinnen beschickt, die Fetischländler, die Musikanten. Da sitzen wir, mit unseren Tropenhelmen, in einem phantastischen Park, unter einem schön geflochtenen Schattendach, und haben das unwahrscheinliche Schauspiel vor uns, den weiten Platz, die schreiende Blütenpracht und die Schönheit der jungen schwarzen Weiber in ihrem Tanz.

Die beiden maskierten Fetischländler sind unter die Jungfrauen der Bund-Gemeinschaft getreten wie etwas Düstere, sehr Erschreckendes. Sie sind ganz verhüllt durch mystische Mäntel aus Stroh oder Flachs, lauter zottige Strähnen, die rings um sie fliegen. Sie sehen wie formlos gebaute Garben aus, nicht wie Menschen; man sieht die Gesichter nicht. Wo die Köpfe sein müssen, sind grosse Masken befestigt. Der eine hat ein Gorgonenhaupt aus Ebenholz, negerisch und doch wieder irgendwie klassisch, von einer furchterregenden Schönheit, der andere trägt über dem verhüllten Kopf ein Krokodil, fast von natürlicher Grösse, aus einem weichen Holz wunderbar geschnitten und grell koloriert. Auf dem Rücken des Krokodils sind kleine Menschengestalten, gelb, blutrot, grün, in allen Posen unermesslicher Angst...

Die schwarzen Jungfrauen, die um den Tanzplatz stehen, klatschen schärfer in ihre Hände. Die Tänzerinnen, gekrönt mit hohen Hauben, wie Minerva-Helme, aus buntem Tuch, fahren hin und her; die mit Schellen besetzten Schürzen, die sie über dem Hintern tragen, laugen viel lauter zu klingeln an; es ist für einen Augenblick eine Aufregung, etwas Dramatisches in diesen Tanz gekommen, der nun schon stundenlang andauert, schön, aber eintönig, unter den stets gleichen Rhythmen der Negermusik.

Ich suche durch halblaute Fragen zu erkunden, was vorgeht. Die Veranstalter des Festes haben mir einen Adjutanten beigegeben, einen neunzehnjährigen Boy Scout. Da sitzt er hinter mir, in einem leuchtenden, gelbem Blauschwarz und dem typischen Hut, alles offenbar neu für die festliche Gelegenheit. Er ist ganz kohlrabenschwarz, seine Nase ist breit, er schwitzt gar nicht wenig. Seine gescheiten Augen gefallen mir so.

Dieser junge Neger und ich sind schon die besten Freunde, nur, es ist ein Malheur, ich möchte immer nach Dingen seiner Heimat fragen, und er, oh, brennt doch so darauf, dass ich etwas erzählen möge: ich bin doch so etwas Exotisches, eine romantische Erscheinung aus der blauen Ferne.

„Also, das ist ein Geheimband der Frauen, Alfred?“
Er antwortet mir geduldig, aber er ist so ungeduldig, ich spüre es. „Was kann mir schon daran liegen, dass die Mädchen vom Stamm der Suen sind, Mitglieder einer geheimen Gesellschaft, in der die werdenden Frauen zu Müllern erzogen werden? Dieser Tanz ist, scheint es, hygienisch gemeint, ein Training, ein grossartiges Müllern, das die jungen Leiber für die Zwecke der Mutterschaft stärken und ausbilden soll. Dazu dieses Biegen, Wiegen, dieses Wogen der kleinen, festen Brüste, Kreisen der nackten Oberkörper, Schwingen der Becken, Fliegen all der köstlichen Mädchenarme. All das, obgleich verwehrt, ist nicht unkeusch, wie jetzt entristete ältere Damen von unserem Schiff überall neben mir sagen, gar nicht shocking, sondern keusch im edelsten Sinne; was könnte keuscher sein als Erziehung zur Mutterschaft?“

Der Pfadfinder Alfred spricht vollendet Englisch. Es ist seine Muttersprache. In der Stadt Freetown, die einst mit befreiten Sklaven besiedelt wurde, spricht jedermann Englisch, auch daheim in der Hütte. Aber Alfred verachtet das Pidgin-Englisch der Hüttenstrassen, den grotesken Dialekt der Sklaverei, er liest in der Schule Dickens und Stevenson. Stevenson liebt er sehr, wie alle jungen Menschen.

Alfred geht in die Missionsschule der katholischen Patres, in die oberste Klasse: Senior-Cambridge-Kurs, bitte sehr!
„Was lest ihr noch in der Schule, Alfred?“
Der schwarze Boy Scout sagt ruhig:
„Julius Caesar.“

Während Fetischländler, als Teufel und Krokodile, um uns springen, und eine schwarze Jungfrau ihren mit Schellen behängten Popo rhythmisch schüttelt, höre ich, mit dem Akzent von Sierra Leone, die Sprache Latiums, und erstäre vor Bewunderung. Bis hierher, in dieses Barbarenland, ist nun der Limes Romanus verückt. — Ein seltsames Kuddelmuddel macht so die Zivilisation aus der Welt. Das nennt man humanistische Bildung: Gallia omnis —

„Latein, Alfred? Warum, um Gottes willen, Latein?“
„Das brauche ich zur Prüfung, Sir. Eine sehr schwere Prüfung am Ende des Jahres. Wenn ich sie bestehe, kann ich dann Beamter werden, Junior Clerk, Hilfschreiber in einem Regierungsbureau, mit fünf Pfund Monatsgehalt —“
Er schweigt, nicht mich von der Seite an. Die Uppheuer in den Fetischmasken sind wieder verschwand, der Reigen der köstlichen Mütter hat sich gleichsam beruhigt, die Musik ist in die grosse Monotonie ihres ewigen Rhythmus zurückgesunken, so geht es weiter und weiter. Sieht man genauer zu, so sind alle Negerländler der weissen Menschen in diesen Bewegungen, Troit, Onestep, Black Bottom und Blues — aber wenn schon!

Ich sehe einen Augenblick lang diesen weiten Platz in der Tropenzone, mit seinen grellen Girlanden und Flaggen, mit den bunten Blüten des Parks, sehe die schwarzen, häckelklatschenden Zuschauer und den ewigen Reigen der bronzenen Mädchenleiber — sehe sie so, wie der junge Negermensch neben mir sie sehen mag, als etwas ganz Uromantisches, Hiesiges, Selbstverständliches, wenn schon — Der Junge staunt mich so an, dass ich offenbar unter seinem Einfluss zu denken beginne.

Auf einmal fingt er zu reden an, leise, leidendhaftlich. Er möchte mit mir, ich soll ihn doch mitnehmen. In die fernen, fernen Länder, Gewiss braucht man Schwarze auch in Berlin, in Vienna. Nach der Prüfung. Er wird sie bestehen, gewiss, und denn kann er —

Ich stottere etwas vom kalten Klima, das einer von der Guineaküste nicht vertragen würde — Ausreden. Er sieht mich nur so an. Was ist das: kalt? Eine fremde Vokabel; man liest sie im „Caesar und Stevenson“ und versteht sie nicht.

Da sitze ich nun und kann mich nicht helfen. Wie gut ich das verstehe, einen jungen Menschen, der Sehnsucht nach fernen Ländern hat. Wie sonderbar, wir da nebeneinander, ich, der Weltbummler, und er, ein afrikanischer Schuljunge, genau so feierig wie ich vor Wanderlust —

Ich versuche, leise genug, das Gespräch auf etwas anderes zu bringen, auf das Pfadfindertum meinetwegen. Das muss hübsch sein, wenn man im wilden afrikanischen Busch kampiert. Aber die Schlangen. Kommen reisende Tiere aus Lagerfeuer? — „Und die eine gute Handlung, die ein Pfadfinder an jedem Tage zu tun gelobt hat, — ist das heute Ihre Freundlichkeit mir gegenüber? Wissen Sie, Boy, Sie haben mir den ganzen Tag so nett geholfen!“

— Er lüchelt, aber er liest den schwarzen Kopf auf sein knallrotes Boy Scout-Haulett sinken. Der Rhythmus der Negermusik geht weiter, weiter. Der junge Mensch da begreift nur, dass die Hoffnung vergehlich war, dass ich ihn nicht in die fernen, fernen Länder mitnehmen werde. Da muss er eben die Prüfung bestehen und Junior Clerk werden, ganz bürgerlich-unromantisch irgendwo in Sierra Leone. Arnold Hollriegel.

Ein Missverständnis vor 300 Jahren

1637 empfing der Inhaber der Grosshandlung Hervano sel. Ww. zu Morsburg einen Brief seines Amsterdamer Geschäftsfreundes van Smiten mit einer Probe von dem in Amsterdam so schnell berühmt gewordenen Kaffee. Er empfahl ihm, diesen Kaffee fein zu mahlen und in Wasser zu kochen. Die Gattin des Herrn Hervano glaube aber, ein so kostbares Getränk doch nicht mit gewöhnlichem Wasser zubereiten zu sollen und nahm kräftige Fleischbrühe. Die Folgen missen in jeder Beziehung verheerend gewesen sein; jedenfalls erhielt Herr Hervano kurz darauf aus Amsterdam folgenden Brief, den wir dem Apfritzer der „Koralle“ entnehmen: ... da ich auf eine Geschäftsverbindung verzichte, von welcher ich für meinen guten Willen nur Grobheiten hören muss. Wenn Euer geneses Personal nach dem Genuss dieses vorzüglichlichen Kofeyi krank geworden ist, und Ihr mir 16 gute Groschen für Fargiermittel in Anrechnung bringen wollt, so muss ich mir das ernstest verbiten. Ich habe bereits fünf Ballen Kofeyi nach Leipzig verladen lassen und jeder, der dort davon getrunken, lobt es. Ein Beweis, dass die Leipziger einen feineren Geschmack haben als Ihr groben Mersburger, Und somit Gott befohlen, van Smiten.“



Seine Exzellenz
des
Hochstapler
*
Roman
von Werner E. Hinz

Achtung!

In Balkenländchen Sarento tut sich was, man bereitet sich nämlich auf die Hochzeit des Thronfolgers mit der Prinzessin von Rutenien vor. Man kann sich vorstellen, was dies für die Würdenträger von Sarento bedeutet. Die Piepmätze werden blankgeputzt, die hohen Stiefel glänzen nur so vor Schwärze, und man stolpert in den Strassen nur so über Fürslichkeiten und Exzellenzen.

Ja, in Sarento tut sich was, das findet auch Coslo Fatin, der Gentleman-Hochstapler, und er entschliesst sich, in diesem Ländchen ein Gastspiel zu geben. Leider wird er von der Pariser Kriminalpolizei gesucht, ein Kommissar mit dem Hauptbefehl in der Tasche ist ihm immer dicht auf den Fersen. Das wirkt etwas peinlich und störend, aber Coslo Fatin ist bis jetzt mit allen Kriminalkommissaren der Welt fertig geworden — er wird es auch wohl diesmal schaffen.

Sie werden Coslo Fatin, „Seine Exzellenz den Hochstapler“, in unserem neuen Roman kennenlernen und werden sich mit ihm befreunden; denn er ist wirklich ein reizender Kerl, das er nebenbei so ein bisschen hochsteapelt — nun, das ist eben eine kleine Schwäche von ihm, und welcher Mensch hat nicht irgendeinen Fehler? Bestimmt. Sie werden Coslo Fatin nicht böse sein, im Gegenteil, Sie werden den Damen halten, damit er dem französischen Kriminalkommissar entwischt. Gelingt es? Coslo Fatin rechnet mit Ihrer Sympathie. Er stellt sich Ihnen nächste Woche vor.

Unser neuer Roman beginnt am
Dienstag im Unterhaltungsblatt der BVZ.

<p>Bouclé-Teppiche moderne Jacquardmuster ca. 18.50 — 27. ca. 24. — 44. ca. 28. — 65. ca. 32. — 89.</p>	<p>Wollplüsch-Teppiche hochreife Qualität, Perser- muster ca. 24. — 52.50 Vorlägen 5.00 — 78. ca. 10. — 105. Bürckern 3.50 — 105.</p>	<p>Diwandecken Gobelins, 975 Meter mod. Muster, 975 Meter ca. 10. — 99.50 Verkauft nur Spandauer Str. 32</p>	<p>Laufferstoffe rein baumwollig für Flur u. Trepp. ca. 10. — 5.10 ca. 10. — 3.65</p>	<p>Mahai-Teppiche ca. 250 — 238/111. ca. 320 — 238/111. ca. 250 — 135/183. ca. 350 — 435/183. ca. 232 — 232/110. ca. 232 — 232/110.</p>	<p>In unserer sehenswerten GARDINEN-ABTEILUNG Dekorationen u. Gardinen alle in den Farben außergewöhnlich preiswert Nobelbezugstoffe ca. 130 cm. mit 3</p>
--	--	---	--	--	---

